immer, dagegen sträuben, grenzt an Verbrechen." Ich bemühte mich diesen Ausführungen gegenüber zu betonen, daß wir in Deutschland jetzt besonders dahin arbeiten, die natürliche Stillung an der Mutterbrust zu fördern, und verwies auf die rege Bewegung für den Schutz von Mutter und Kind, auf die Gründung von Heimen, Fürsorgestellen, Stillstuben usw. Mit Lebhaftigkeit entgegnete Straus: „Auch ich bin ein warmer Anhänger der Bruststillung, aber sie wird nie der Gesamtheit der Kinder zuteil werden, dort, wo die Mutter aus gesundheitlichen, ökonomischen oder sonstigen Ursachen versagt, setzt meine Arbeit ein."

Die neueste, wertvolle Gründung des amerikanischen Philanthropen ist die Gesellschaft „The Preventorium", die vor einem Jahre ein Heim eröffnete, in dem Kinder jedes Alters von kranken, insbesondere tuberkulösen Eltern so gekräftigt werden sollen, daß sie späterem Siechtum entgehen. Das jetzige Heim in Farmingdale Lakewood, New Jersey, enthält Raum für 50 Schützlinge, aber ein großes Heim für 250 Kinder ist im Bau, eine ungenannt bleibenwollende Dame hat einen Jahreszuschuß von 10 000 Dollars hierzu bewilligt. „Ich habe immer am besten mit Frauen gearbeitet," meinte Straus, „und ich habe oft mit einer Frau als Mitarbeiterin mehr erreicht als mit 10 Aerzten." Für die soziale Frauentätigkeit in Deutschland hegt Straus lebhafte Anerkennung, besonders erfreut war er über die Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, denn er tritt mit Wärme dafür ein, daß auch der uneheliche Mutter ihr schweres Los erleichtert werde.

In dem eleganten Salon eines Berliner Hotels, das Nathan Straus bewohnt, führte dann seine Gattin mir den Sterilisator vor, den Apparat, dessen allgemeine Einführung Herr Straus zum besten der Menschheit erstrebt. Straus erhofft und wünscht nichts Geringeres, als eine gesetzlich vorgeschriebene allgemeine Pasteurisierung für alle direkt oder in Produkten in den Handel gelangende Milch. Die Durchführbarkeit solcher Hoffnungen geht aus der Tatsache hervor, daß in der Stadt Chicago seit dem 1. Januar 1909 alle zum Verkauf kommende Milch, ebenso wie die zur Butter- und Käsebereitung verwendete pasteurisiert sein muß, außer wenn sie von Kühen gewonnen ist, die durch eine erst kürzlich vorgenommene Tuberkulinprobe als völlig gesund erkannt wurden. Würde allerorten dem Beispiel Chicagos gefolgt, „so wäre dies allein imstande," erklärt Nathan Straus, „unser ganzes Bevölkerungsproblem zu regulieren, den Rückgang der Geburten durch Verminderung der Todesfälle auszugleichen, die Volkssuche der Tuberkulose ganz erheblich einzudämmen, zahlreiche Epidemien von Typhus und anderen Infektionskrankheiten zu verhüten."

Adele Schreiber.

Gesundheitspflege.

* **Volkstümliche Cholerramittel.** Es gibt ein altes lateinisches Sprichwort, das mit bezug auf die Behandlung von Krankheiten ungefähr dasselbe ausdrückt, wie unsere Redensart „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil". Selbstverständlich stammt dieser Ratschlag aus einer Zeit, wo eine wissenschaftliche Medizin kaum begonnen hatte. Erklären läßt sich diese Auffassung aber durchaus, denn bei einer Krankheit, die doch in den meisten Fällen zum Tode führte, fühlt man sich berechtigt und dazu angespornt, ganz außergewöhnliche Dinge zu unternehmen, um ihre Gewalt zu brechen. Das Volk ist dabei auf die merkwürdigsten Dinge verfallen, und besonders reich an solchen Berichten ist die Geschichte der Choleraepidemien. Der eigentliche Ursprung der einzelnen Gewaltmaßregeln ist oft gar nicht festzustellen. Das trifft beispielsweise auf eine Behandlung der Cholera zu, die bei den großen Epidemien im Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine ziemlich weite Verbreitung besaß und darin bestand, daß der Körper des Kranken mit Brennesseln gepeitscht wurde. Der leitende Gedanke ist hier wohl darin zu suchen, daß man sich eine heilsame Wirkung davon versprach, die Hauttätigkeit in stärkstem Grade anzuregen, damit der Kranke geistesgegenwärtig seine Cholera darüber vergäße. Die große Teilnahmslosigkeit und Schwäche, auch das Frostgefühl, die mit der Cholera verbunden sind, mögen weiter dazu beigetragen haben, eine Erhitzung der Haut auf irgendeinem Wege als heilsam zu vermuten. Man hat diesen Zweck auf einfachste zu erfüllen versucht, daß man den Körper des Kranken mit allerhand erhitzten Körpern bedeckte wie mit Metallkugeln, Ziegelsteinen, Senfumschlägen usw. Die Anwendung der Brennesseln hat sich einer vorzüglichen Schätzung zu erfreuen gehabt, namentlich bei unseren Nachbarn jenseits des Rheins. Wenn man den von Dr. Menard im Cosmos zusammengetragenen Ueberlieferungen Glauben schenken wollte, hat diese Prozedur auch tatsächlich einen erheblichen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Im Jahre 1832 wütete die Cholera in Frankreich aufs fürchterlichste. Im Militärlazarett von Valenciennes aber, wo man die Behandlung mit Brennesseln eingeführt hatte, wurden wenigstens zwei Drittel der Kranken gerettet. Das klingt außerordentlich, aber man muß der Urkunde etwas mehr auf den Grund gehen, um zu erkennen, daß dieser Erfolg doch recht wenig bedeutet. Es waren nämlich im ganzen nur 12 Kranke in dem betreffenden Lazarett mit diesem sonderbaren Mittel behandelt worden, von denen dann 4 starben. Wenn nicht strengere Belege für die Wirksamkeit dieses Mittels vorliegen, läßt sich darauf keine große Hoffnung gründen. Etwas besser klingt eine andere Behandlung, wonach ein verstärktes Marschieren imstande sein soll, das Gift der Cholera zu überwinden. Während einer der französischen Expeditionen nach Marokko, die im Jahre 1859 stattfand, wurde ein großer Teil der Truppen von der Cholera ergriffen. Der begleitende Stabsarzt Dr. Pauly traf die Maßregel, die Kranken zu Beginn des Choleraanfalles zu einem möglichst langem Marsche zu zwingen. Nach einer Bekundung wurde dadurch der Zustand der kranken Soldaten in einer unglaublichen Weise verbessert. Das läßt sich hören und kann im Notfall von jedermann, der die nötige Energie dazu hat, nachgeprüft werden. Hoffentlich erhalten wir keine Veranlassung dazu.

* **Die Lebensdauer der Bakterien.** Zu den größten Feinden des menschlichen und auch tierischen Lebens gehören jene mikroskopisch kleinen Geschöpfe, die wir Bakterien nennen. Und seltsam, gerade diese unsere verstecken und darum gefährlichsten Feinde haben ein überaus zähes Leben. Man hat, um ihre Lebensdauer zu ergründen, interessante Versuche angestellt. Ein Gramm trockener Erde aus einem Herbarium, das über einhundert Jahre alt war, wurde untersucht und man fand 20 000 lebensfähige Keime in dieser alten Pflanzensammlung. Man hat eine 23 Jahre alte andere Erdprobe einer Temperatur von Minus 120—150 Grad Celsius ausgesetzt; aber die Lebensfähigkeit der Bakterien erlosch nicht. Man sollte meinen, daß das Leben solch winziger Geschöpfe überaus zart und wenig widerstandsfähig sein müßte; aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Natur zeigt, daß sie gerade in der „Welt des Kleinen und Kleinsten" am eigenartigsten für uns und oft unglaublich waltet

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 39:
„Wind".

Richtige Lösungen gingen ein 37. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 58. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Käthe Breitter, Frau Wipplinger, Frau Mimi Wipplinger, Alma Rißland, M. Wittstock, vom Hagen, Frau Dr. E. Kleemann, Ella Keil, C. Schröder, Frau Ada Lieder, Ernst Jenisch, Henne Jenisch, Franz Weinreich, Paul Vogler, Gertrud Herre, Adelgeid Breitfeld, E. Dietrich, Ernst Erge, Wilhelm Erge, Margarete Erge, Paul Erge, Anna Berge, R. Kupp, Martha Deißner, Walter Pfeiffer, Ella Zuberbier, W. Sieran, Geschwister Wundrack, Elisabeth Schieferdecker, Madelon Böhm, P. Mehling, Frau Grabnann, Louis Reuter;
von auswärts: Grete Fischer-Ostrau, Otto Lüchel-Beesen, Otto Mehnert-Körbig, Fritz Reuter-Rudolstadt, Elise Jesemann-Roitzsch.

Die Prämie: Gedichte von Friedrich von Schiller,
eleg. geb.
entfiel auf **Elise Jesemann-Roitzsch.**

Rätsel.

Du bist es nicht, sonst hätt'st Du dich's,
Solch ein Geschäft zu machen.
Du wirst's von allen Freunden noch.
Geht Deine Firma krachen.

Prämie: „Die Auserwählte" von Clara Cron",

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Af; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M, der Mittelhandspieler, verliert auf folgende Karte Grofspiel mit Schneider, nachdem V auf Handspiel gepaßt und H bis aufgedeckten Null gereizt hatte.

a bB, aA, 10; bA, 10; cA, 10, K, D.

Deutsch.

Französisch.
Treff-Bube, Pieque-Bube, Treff-Af, Treff-Zehn, Pieque-Af, Pieque-Zehn, Coeur-Af, Coeur-Zehn, Coeur-König, Coeur-Dame.

Hätte M das Handspiel machen können, würde er mit Schwarz gewonnen haben. H hatte 18 Augen weniger in der Karte als V. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 37.

Kartenverteilung:
V aS; bA, K, 9, 8; cK, D, 9, 8, 7.
M a, b, c, dB, aA, 10; bZ; cA, 10; d7.
H aK, D, 9, 7; bD; dA, K, D, 9, 8.
Skat: b10, c10.

Spiel:
1. V c9, cA, aK (— 15). — 2. H bD, bA, b7 (— 14).
3. V cK, c10, aD (— 17). — 4. H dA, bK, d7 (— 15).
Damit haben die Gegner 61.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 39 Halle a. S., den 24. September 1911

Jann.

Skizze von **Wilhelm Scharrelmann.**

Hinter Anschützens Hause lag ein kleiner enger Hofplatz, von einer geleerten Planke umgeben, schmutzig und unordentlich. Es wuchsen keine Blumen darin und ein paar zerbrochene alte Steinfliesen lagen wie kleine Inseln in dem schwarzen Erbreich, das sich bei Regenwetter in einen klebrigen Sumpf verwandelte. Aber dieser Hofplatz barg bei all' seiner Unordnung etwas ungemein Köstliches, das ihn in Piddl's Augen wie ein Paradies erscheinen ließ. An der rechten Seite stand nämlich, aus alten Kistenbrettern zusammengenagelt, altersschwach und baufällig, von der Feuchtigkeit verbogen und verquollen, ein alter Stall. Es war nicht mehr klar zu erkennen, zu welchem Zwecke er ursprünglich gebaut sein mochte. Seine Form war so wunderlich, durch allerhand Anbauten in solch' wunderlicher Weise entstellt, daß man wirklich nicht mehr erraten konnte, ob er anfangs als Hundehütte oder Kaninchenstall gebraucht worden war.

Die Nachbarn, die aus ihren hoch gelegenen Fenstern auf ihn herunterfahen, nannten ihn nur die „Arche" und dieser Name paßte akkurat. Wie das sagenhafte Fahrzeug Noahs beherbergte der Kasten die verschiedensten Tiere. Zu der Zeit, als Piddl Hundertmark ins Haus kam, wohnte ein altes Huhn darin, das nur einen Fuß mehr besaß, ein Huhn, ein Kaninchen und ein Paar Meerschweinchen. Der würdevollste von diesen fünfen war der Hahn, ein greisenhaft altes Tier, groß und stark, mit doppeltem Kamme, hängenden Kehllappen, schwarzem, mit weißen unregelmäßigen Flecken verziertem Gefieder und einer Stimme, die tief dunkel klang, sodaß sein Geschrei wie ein dumpfes: Krokokoloh —! über die Höfe der Nachbarschaft hinhallte.

Der Hahn hieß Jann.

Jann war ein Unikum, das war keine Frage. Stundenlang konnte er tiefsinnig, mit aufgeplusterten Federn unbeweglich auf einem Fleck stehen, wobei er die Nickhaut seiner Augen blinzelnd hin und herschob und seine Betrachtungen anstellte. Er hatte jeden Fleck des kleinen engen Hofes mit seinen Füßen ausgemessen und in der feuchten Erde standen allenthalben die Spuren seiner großen plumpen Zehen. Es gab überhaupt nichts mehr in Janns Umgebung, das ihm unbekannt gewesen wäre. Jede Ritze in der Planke kannte er, jede Steinplatte auf der Erde. Es gab wirklich nichts mehr, das seine Aufmerksamkeit irgendwie hätte in Anspruch nehmen können, und so blieb ihm nichts, als seine trübseligen stillen Betrachtungen, die er an jedem Tage mit der Ruhe und Unermüdlichkeit eines Philosophen von neuem begann.

Dann war Frieda da, die einzige Henne des Hofes, die nur einen Fuß besaß und klein und zierlich gebaut war, als gehöre sie nimmermehr mit Jann zusammen. Den einen Fuß hatte sie in früher Jugend in der Hackfellade des Bauernhofes verloren, wo sie zur Welt gekommen war, aber sie lief auch mit dem einen Fuße und dem stumpfen Ende des anderen noch erträglich. Nur scharren konnte sie nicht recht. Der lange rote Kamm stand gut zu ihrem blauschwarzen Gefieder. Aber er war etwas zu lang geraten und bedeckte immer das eine Auge wie eine Scheuklappe. Dadurch war sie gezwungen, den Kopf fortwährend ein wenig schief zu halten, wobei sie das freie Auge zum Himmel emporrichtete, und dabei ging sie so eigentümlich geduckt, daß es aussah, als erwarte sie jeden Augenblick von dort her ein herabsausendes Unglück.

Piddl war über die Massen entzückt, als er Jann und Frieda zum ersten Male sah. Sein Leben lang hatte er sich heimlich nach dem Besitz eines Tieres gesehnt, aber nie eins besessen. Da kamen nun diese beiden und musterten ihn mit aufmerksamen Augen, redeten miteinander in unverständlichen Kehllauten und entschlossen sich, Freundschaft mit ihm zu schließen.

Dann waren die Meerschweinchen da, aber die mochte er nicht leiden. Sie sahen aus wie große bunte Ratten und Piddl konnte sich nicht an sie gewöhnen. Sie gehörten Anny, die die Tiere aber ebenfalls bald nicht mehr leiden mochte, als sie bemerkte, daß sie Piddl zuwider waren. So wurden sie denn eines Tages, das Stück zu zwanzig Pfennig an Fritz Schuhmacher aus der Schifferstraße verkauft.

Das Schönste aber war das Kaninchen.

Es war seidenweich, weiß wie frischgefallener Schnee, mit gelben Ohren und einem gelben Sattel auf dem weißen Rücken, hatte ein zierliches, schnuppernds Näschen, große dunkle Augen, die voll Sanftmut blickten und einen niedlichen Stummelschwanz.

Piddl strahlte, als er es erblickte. Vorsichtig nahm es Anny auf den Schoß und ließ es ihn betrachten. Er streichelte es, ließ die langen Ohren durch seine Finger gleiten und es ein Stück Brotrinde aus seiner Hand fressen. Aber das erregte den hellen Neid Janns. Er kam mit eiligen Schritten, gluckte und tollerte wie ein zorniger Puter und picke plötzlich, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt, den Rest des Brotes aus Annys Hand, die Beute mit Frieda teilend, die neugierig und humpelnd herbeigelaufen kam.

Piddl wurde der treueste Pfleger der Tiere. Morgens, ehe er zur Schule ging, stand er schon im Hofe, reinigte das Wasserbecken, streute Futter hin und öffnete die kleine Türe des Stalles, aus der die Tiere in den Hof schlüpften.

Es gelang seiner Pflege sogar, was seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen war, Frieda zum Eierlegen zu bewegen. Er hütterte sie besonders gut und hatte ihr in einer Ecke des Stalles ein Nest aus einer alten Kiste zurechtgemacht, und eines Mittags fand er darin das erste Ei. Triumphierend trug es Piddl in die Küche.

Alle kamen und bestaunten das Wunder und Friedas Lob war in aller Munde.

Wir sollten es nicht kochen, riet Piddl. Wenn wir noch ein paar Tage warten, kommen gewiß noch welche dazu und vielleicht, wenn Frieda dann anfängt zu glucken!

Die Aussicht, den Hof voller kleiner Küchlein zu sehen, riß Anny zu einem Freudentanze hin. Sie klatschte in die Hände und das kleine Fräuschen kreischte vor Vergnügen laut auf, als es die allgemeine Freude sah.

Wirklich geb Frieda nach einigen Tagen das zweite Ei von sich und fuhr mit dieser löblichen Beschäftigung noch volle drei Wochen fort. Dann kam das Unglaubliche, Atemverschwendende! Frieda gluckte! Sie verließ das Nest nicht mehr, und am Abend dieses ewig denkwürdigen Tages wurden ihr die sorgsam gesammelten Eier anvertraut. Drei Wochen sieberhafter Spannung folgten. Piddl ging täglich in den Hof, um nachzusehen, horchte an den letzten Tagen vor dem Ausschlüpfen der Küken minutenlang hinter den Wänden des Stalles, ob sich vielleicht schon ein Piepen hören ließe. Eines Morgens war dann das Unglaubliche geschehen. Ein Küchlein war da und schaute mit klugen schwarzen Augen unter dem Flügel der Mutter hervor, ließ sich in die Hände nehmen und ins Zimmer tragen, wo Piddl es mit vor Aufregung zitternden Fingern auf den Tisch setzte.

Anny jubelte und Fränzi konnte vor Entzücken nicht sprechen. Mit großen Augen starrte er auf das Tierchen, das piepend zwischen Kaffeekanne und Milchtopf auf der glatten Wachstuchdecke des Tisches stand wie auf einem Parkettfußboden und jeden Augenblick auszurutschen drohte.

Sein Gefieder war weich wie zarte Seide, seine Füße frisch und rosig und es trank willig ein paar Tropfen der Milch, in die man es vorsichtig mit der Spitze des Schnabels getunkt hatte.

Du lieber Gott! sagte Frau Anichitz, als die Kinder ihr freudestrahlend das Tierchen zeigten, nahm es in ihre Schürze und blickte es gerührt und mit stiller Freude an.

Voll unendlicher Spannung wartete man bis zum Abend auf das Ausschlüpfen der übrigen Küchlein, wartete bis zum anderen Morgen und dann noch einen vollen Tag.

Am Abend entschloß man sich daher, vorsichtig eins der Eier zu öffnen.

Es war faul.

Man öffnete ein zweites.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110924027/fragment/page=0001

Es war in derselben Verfassung.

Beim dritten und vierten war es ebenso.

Die Hoffnung, eine stattliche Kückenschar auf dem Hofe großziehen zu können, sank plötzlich wie ein Ballon, an dem die Reißleine gezogen.

Auch das fünfte und sechste waren nicht gut und mußten schleunigst weggetan werden.

Im siebenten fand sich ein Küchlein, aber es war unentwickelt und bereits seit einigen Tagen tot.

Das achte und neunte und letzte waren wieder faul.

Die Enttäuschung kannte keine Grenzen.

Traurig blickten sich alle an. Wer trug die Schuld an diesem traurigen Ergebnis?

Krokokrokoob! nörgelte der alte Jann, unzufrieden mit sich selbst und niedergeschlagen von dem, was er da eben hatte mit ansehen müssen.

Aber an ihn dachte niemand.

Im Nebel.

Uebersetzt von Frau **H. Bohrmann.**

Der Krankenwagen mit seiner kleinen bewußtlosen Bürde verschwand langsam hinter den Nebelschleiern, während das große rote Auto die so jäh unterbrochene Fahrt auf ein Zeichen des Polizisten fortsetzte, der in dem Eigentümer des Kraftwagens den berühmten Vorsamentsredner erkannt hatte. Das herumstehende Publikum starrte wie gebannt auf die bezaubernde junge Frau, die so besorgt sich nach den Verletzungen des kleinen Kindes erkundigt hatte und in deren dunkeln Locken die Diamanten funkelten; ein kostbarer Pelzmantel lag über den zarten Schultern und verbarg die Dinertoilette, deren seidene knisternde Schleppe wie eine schaumgekrönte Woge zu Füßen der zwei Insassen lag.

Nach einigen Minuten, während deren in dem jetzt viel langsamer fahrenden Auto eine drückende Stille herrschte, sagte endlich die junge Frau: „Bei so dichtem Nebel — Kinder sind mitunter gar zu unvorsichtig, — — jedenfalls trifft Joseph nicht die geringste Schuld."

Ihr Mann antwortete nicht, seine Empörung raubte ihm die Sprache; während jeder Nerv an ihm noch bebte, konnte sie so ruhig sprechen, als wäre nicht das geringste vorgefallen.

Während des Diners hörte er zerstreut auf die Reden seiner Tischdame — immer wieder glitt sein Blick über das Gesicht seiner Frau, das er über einem Blumenkorbe mit roten Rosen schweben sah. Sie erzählte ihrem Nachbar die Ursache ihrer Verspätung — ob wohl Joseph abermals von aller Schuld freigesprochen ward? Umsonst suchte er nach einer Spur von Erregung in dem schönen Gesicht, nicht der leiseste Zug hatte sich darin verändert.

Er war so stolz darauf, daß seine Frau ein so tadelloses Produkt modernster Zivilisation sei; kühl und verbindlich, aber anscheinend ohne jegliches tiefere Gefühl schien sie wie geschaffen für die Stellung, die er ihr geben konnte. Nach der in seinen Kreisen herrschenden Ansicht hatte sie eine geradezu bewunderungswürdige Gleichgültigkeit bei dem unliebsamen Zwischenfall zur Schau getragen. Aber — — es war doch ein Kind verletzt worden, ein kleines Geschöpfchen mit goldenen Locken, das dieMaschine zu Boden gerissen — konnte eine Frau ungerührt bleiben bei solchem Anblick?

Ganz leise singen bittere Zweifel an in ihm aufzusteigen. Das kurze Jahr ihres Ehelebens hatte ihnen beispiellose gesellschaftliche Erfolge gebracht, aber ihr häusliches Leben war nicht wie er es erwartet — da gab es keine traulichen Plauderstündchen am Kamin, wie er sie so oft, so gerne mit seiner Mutter gehalten und nach denen er sich so sehnte. Er sah nur zu klar, ihre Wege gingen immer weiter auseinander, ihre beiderseitigen Interessen waren nicht mehr dieselben.

Sein zweifellos hatte der durch den Nebel verursachte Unfall seine Nerven irritiert, — möglich auch, daß er in letzter Zeit zu angestrengt gearbeitet, jedenfalls hatte er gerade heute abend das Gefühl, als drücke ihn eine Last zu Boden. —

Er mußte sich Zwang antun, um nicht durch ungebührliche Hast aufzufallen, als er sich von den Gastgebern verabschiedete; seine Frau war mit mehreren anderen Damen schon vor ihm zu einer Soiree gefahren, bei der sein Erscheinen nicht absolut notwendig war, und mit einem Seufzer der Erleichterung schritt er durch die stillen Straßen seinem Heim zu.

In seinem Arbeitszimmer brannte, wie immer, Licht, aber arbeiten konnte er nicht, er zündete sich eine Zigarre an und warf sich in seinen bequemen Sessel. Seltsam unruhig, unzufrieden fast fühlte er sich — immer wieder flogen seine Gedanken einige Stunden zurück und beschäftigten sich mit dem verunglückten Kinde, ob es wohl schwer verletzt worden? Er wollte doch im Hospital anfragen — seiner Frau fiele das gewiß niemals ein.

Sein ganzes warmes Empfinden lehnte sich gegen die Herzenskälte seiner Frau auf — es war ihm unfaßlich, wie er es noch weiter an der Seite eines solchen eisigen Charakters aushalten könne; jetzt, wo sein Herz gebieterisch nach einem liebevollen und liebenden Weibe verlangte. Und wenn er nun zu ihr ginge und sagte: „Ich kann dieses leere Dasein nicht weiterführen, ich will Ruhe und ein bißchen warmes Glück haben, ich will Deine Liebe — —" was wäre wohl dann? Sie würde vielleicht leise lächeln, ihre braunen Augen sähen ihn erstaunt an, während sie sagte: „Sei nicht kindisch" — — ja! gewiß fände sie ihn höchst unbequem, stellte er solche Ansprüche an sie.

Er sprang auf; es litt ihn nicht länger im Hause; scharf klingelte er dem Diener, daß dieser ihm eine Droschke besorge und fuhr dann nach dem Hospital. Der schläfrige Portier konnte oder wollte zuerst keine Auskunft geben, besann sich jedoch, nachdem er einen prüfenden Blick auf den späten Besucher geworfen, eines Besseren und rief eine Schwester herbei. Diese erkannte ebenfalls den berühmten Parlamentsredner und bemühte sich, ihm die gewünschte Auskunft zu geben. Der kleine Junge hatte keine lebensgefährliche Verletzung erlitten — vielleicht würde der gnädige Herr sich selbst davon überzeugen — es sei allerdings gegen die Vorschriften, aber es ließe sich doch wohl einrichten.

Der Lift trug sie beide aufwärts und oben nahm ihn eine zweite Pflegerin in Empfang. Stumm folgte er dieser in einen großen Saal, an einer Reihe kleiner Betten vorbei bis zu einem, das teilweise durch einen Wandschirm verborgen war. Die Schwester bedeutete dem Besucher, er möge hinter den Schirm treten. — An dem Bettchen saß gedulbig, mit gesenktem Haupte, eine Frauengestalt und sah auf das blasse Kind, dessen verbundenes Köpfchen auf ihrem nackten Arme lag, von dem der schwere Mantel geglitten.

Wortlos starrte der Mann auf das rührende Bild, dann ging ein Zittern durch seine große kräftige Gestalt; in demselben Augenblicke sah seine Frau ihn lächelnd an — ihm war, als habe er tief in ihre Seele, die so warm und sonnig aus ihren Augen leuchtete. „Er schlief ein, während ich mit ihm sprach," flüsterte sie, „es ließ mir keine Ruhe, ich mußte den Kleinen sehen — Du bist doch nicht böse?"

Er konnte nur stumm den Kopf schütteln. In ihm jubelte und sang es vor grenzenlosem Glück — er hatte die Seele, die er suchte, gefunden. — — — —

Und wär' das Luftschiff nicht gekommen . . .

Skizze von **Alfons Thurandt.**

Der Buchhalter Amandus Höllriegl blickte seit einigen Tagen öfter von seinem dicken Memorial auf, als er es eigentlich seinem gestrengen Chef gegenüber verantworten konnte. Ja, es gab für ihn in den Nachmittagsstunden ganz gewisse unruhige Minuten, in denen sein Kopf eher einem Wendehals anzugehören schien. Trotz seiner Kurzsichtigkeit nämlich, die sonst immer als Entschuldigungsgrund für gelegentliche Versehen in den Büchern, als da sind Rechenfehler, Tintenkleze usw., herhalten mußte, hatte er zwischen den Gardinen des gegenüberliegenden Hauses schon verschiedentlich einen allerliebsten blonden Mädelkopf entdeckt, der ihn nun wie ein geheimnisvoller Magnet von seinen Pflichten ablenkte. Amandus Höllriegl wußte seit gestern sogar, daß dieser liebliche Dämon niemand anders war, als die einzige Tochter des reichen Fabrikbesitzers Sötebeer. Mit dieser Kenntnis aber hatte er auch zugleich so etwas wie die traurige Gewißheit erlangt, daß er seinem jungen Herzen wohl kaum ein ernstieres Verlangen nach der schönen Unbekannten gestatten dürfe. Dennoch konnte er es nicht unterlassen, all die tausend Möglichkeiten abzuwägen und zu erhoffen, die eine ehrbare Beziehung da über die Straße hinweg so oder so vermitteln. Aber jedes Wie einer Anknüpfung verwarf er immer wieder als zu plump. Und eher wollte er schon dem Zufall alles überlassen, als sich durch eine unkluge Kleinigkeit, die vielleicht als Taktlosigkeit gedeutet werden konnte, alle Chancen verderben.

Es war so ein selten schöner Spätsommer-Nachmittag, an dem das stundenlange Hocken im staubigen Bureau nicht ganz so ersehnenswert war, wie etwa ein Gang durch die Felder, hinein in den kühligen Wald. Und gar zu zweien — 56 — 62 — 69 — 73 — 78 — sieben im Sinn. — Da kam Amandus Höllriegl aber auch noch in den Sinn, daß heute abend in der „Harmonie" das letzte Sommerfest stattfand, mit darauffolgender venetianischer Nacht, Fesselballonaufstieg, geheimnisvoller Verlosung, Kasperltheater. Amandus verstand sich plötzlich selbst nicht mehr, daß er diese Festlichkeiten bisher ängstlich gemieden hatte, obwohl er doch pünktlich den jährlichen Gesellschaftsbeitrag von 10 Mark zahlte. Der liebe Himmel mochte wissen, wie oft ihm da schon das Glück die holde Hand entgegengestreckt hätte, wenn er nur — 56 — 62 — 69 — 73 — 78 — sieben im Sinn. — Die kleine Claire Sötebeer — Claire war doch eigentlich ein zu entzückender Name — würde ganz gewiß heute abend nicht einmal Mauerblümchen zu spielen brauchen. Vielleicht war ihre Tanzkarte überhaupt schon „ausverkauft". Am Mittagstisch bei Mutter Schuhmacher hatten die Herren ja oft genug davon gesprochen. Walzer konnte er doch auch ganz gut tanzen. 56 — 62 — 69 — 73 — 78 — sieben im Sinn. —

Was war denn das? Woher kam dieses leise Surren? Das konnte doch kein Automobil sein. Und eine Dreschmaschine — was wollte die hier? Eine Straßenwalze gar war doch auch nicht vonnöten.

Schon ging das Surren in ein lautes und näheres Schnurren über. Fenster flogen auf. Rufe wurden auf der Straße laut. Und nun schien gar ein unheimliches Zittern durch das ganze Haus zu gehen.

Entsetzt sprang Amandus von seinem Drehschemel herab. Kam gar ein Erdbeben über das kleine märkische Städtchen?

Merkwürdigerweise blickten alle Leute nicht etwa auf die offen daliegende Landstraße geradeaus, sondern ohne Ausnahme in den wolkenlosen, hellblauen Sommerhimmel. Und nun geschah für Amandus noch etwas Seltsameres:

Drüben bei Sötebeers in der ersten Etage sprang ein Fenster klirrend auf. Und Claire — ach, die kleine, liebe Claire! — jubelte in rosa duftiger Matinee, die weißen schlanken Arme weit ausgestreckt, die Fülle der langen aschblonden Haare frei über die sanftenSchultern fließen lassend, diesem immer geräuschvoller näherkommenden, fremden Ungeheuer entgegen. Nein, diese herzliche junge Mädchenfreude sieh ihre helle Begeisterung, ganz unbekümmert um etwaige Zuschauer, wie im Taumel auftauchen. Fast blendend wirkten diese immer wieder verzückt aufwirbelnden schlanken weißen Arme.

Amandus hatte es gar nicht mehr nötig, sich besonders weit aus dem Fenster hinauszulehnen, um ebenfalls das noch rätselhafte Schauspiel mitgenießen zu können; so sehr hatte ihn bis jetzt das lichte Bild da drüben ganz gefesselt.

Nun kam das Wunder auch über das Dach seines Hauses: In hohem, majestätischem Flug, unter erschrecklich lautem Rattern und Knattern der Motore, glitt das neue Siemens-Schuckert-Luftschiff dahin, das heute seine erste größere Fernfahrt von Berlin aus antrat. Wie die alten braunschweigischen Fahnen, dachte Amandus, hebt sich das sonnenleuchtende, goldene Gelb der Luftschiffhülle von dem reinen Blau dieses Septemberhimmels ab. Und wie lustig die Gondeln darunter blinkten und glitzerten! Und hinten die verschwommenen Kreise der rasenden Propeller!

Doch all diese Beobachtungen nahmen für Amandus nur den Bruchteil einer Sekunde ein, und dennoch gaben sie auch seinem Herzen einen leichteren, beschwingten Takt. Seine Augen wandten sich vielmehr sogleich wieder der lieblichen Mädchengestalt zu, die da drüben noch immer der ganzen goldenen Lust ihrer Freude jauchzend freien Lauf ließ. Und das machte ihn für den Augenblick ganz tollkühn und gab ihm einen Gedanken ein, den er bei ruhiger Ueberlegung wohl immer als albern, wenn nicht gar zudringlich verworfen hätte.

Wie im Banne eines fremden Willens griff er hastig nach einem Blaustift, wobei es ihn gänzlich kalt ließ, daß er zugleich auch die Kopiertinte umwarf. Es gab ja nachher noch immer genug Löschblätter. Und seine Hosen mußten eben den Weg in die chemische Reinigungsanstalt gehen.

Den Blaustift hatte er wenigstens. Jetzt brauchte er nur noch eine möglichst große Fläche weißen Papiers, um die Gedanken seiner himmelblauen Sehnsucht in himmelblaue Buchstaben umzusetzen. Die verschiedenen Notizblöcke waren natürlich alle viel zu winzig. Denn zehn bis fünfzehn Zentimeter hoch mußten die Lettern schon sein, um von einem normalen Auge von da drüben einigermaßen gelesen zu werden. Die letzten Bedenken flogen über den Haufen.

Er warf das dickleibige Kreditoren-Konto auseinander. Und da er gerade zwei gegenüberstehende leere Seiten erwischt, strichelte er so groß und schön, als es in der Hast des Augenblicks überhaupt nur möglich war, folgende Worte auf:

„Darf ich heute abend um den ersten Harmonie-Walzer bitten?"

Dann nahm er das mächtige Buch — ach, wie schwer war es doch! — wie einen altertümlichen Schild vor die Brust und trat ans Fenster.

Das Luftschiff war inzwischen längst in der Ferne verschwunden. Aber noch immer blickte Fräulein Claire wie verzückt in den heiteren Himmel. Wenn sie jetzt doch einmal die Augen etwas tiefer gesenkt hätte!

Amandus glaubte plötzlich an alle nur möglichen hypnotischen Kräfte, über die er sich bisher nur immer lustig gemacht hatte. Er dachte angestrengt und sprach dann sogar leise den kleinen Satz vor sich hin: „Schau auf mein Buch!" — „Schau auf mein Buch!"

Und siehe da: Das Wunder geschah. Fräulein Claire Sötebeers Augen richteten sich plötzlich höchst interessiert auf das große Buch mit der geheimnisvollen Schrift. Zuerst schien sie noch eine kleine Verlegenheit zu überwinden, daß sie sich einem unbekannten oder vielmehr nur noch „offiziell" unbekannten Herrn gegenüber in einem sonsagen halbangezogenen Zustand zeigte. Denn sie wußte natürlich schon längst, wer Amandus Höllriegl eigentlich war. Und was den „halbangezogenen Zustand" betraf, so würde sie doch bei dem heutigen Harmonie-Ball, für den sie sich eben schmückte, viel mehr ihre jungen Reize sehen lassen müssen, als sie eben in natürlicher Scham zu verbergen suchte.

Aber was war das? Jetzt verschwand sie doch plötzlich vom Fenster!

Schon wurde Amandus wieder ganz mutlos und tieftraurig. Gewiß hatte er sie mit seiner vielleicht auch zu aufdringlichen Kühnheit beleidigt.

Doch schon bewegten sich drüben die Gardinen wieder. Und Fräulein Claire beugte sich noch weiter als vorhin vor. In ihren kleinen Händen aber hielt sie ein zierliches Operngläs, das sie schnell an die Augen führte.

Amandus bebte vor Glück. Also war seine Schrift für die Entfernung selbst noch zu klein gewesen. Oder — oder sollte Fräulein Claire vielleicht ebenso kurzsichtig sein wie er selbst?

Amandus brauchte nicht lange darüber nachzudenken. Er war ganz selig, daß er wenigstens noch nicht so kurzsichtig war, um nicht deutlich zu bemerken, wie Fräulein Claire, über und über errötend, zweimal mit dem lieben Köpfchen Ja nickte, daß ihr die üppigen Haare ordentlich über die Schultern flatterten.

Das reizvolle Frage- und Antwortspiel hätte sich vielleicht noch weiter fortgesponnen, wenn nicht gerade Amandus Höllriegls Chef in diesem Augenblick eingetreten wäre. Zum Unglück hatte er just ein übereifriges Verlangen nach dem Kreditoren-Konto, das Amandus noch eben schnell genug zusammenklappen konnte. Und was nun kam, läßt sich am besten und kürzesten mit dem einfachen deutschen Wort: „Krach!" mitleidig andeuten. Der aber konnte Amandus keineswegs die Vorfreude auf den kommenden Abend verderben, der mit dem ersten Walzer beginnen und mit —

Doch wozu dem Schicksal vorgreifen! Dem Chronisten bleibt die angenehme Pflicht, nur noch folgendes zu berichten: daß nämlich selbiger Abend nicht nur die nähere Bekanntschaft mit Fräulein Claire brachte, sondern auch die mit dem Fabrikbesitzer Sötebeer selbst; und da Amandus merkwürdigerweise seine ganze sonstige Schüchternheit vergaß und in geschäftlichen Angelegenheiten manche kluge und umsichtige Meinung äußerte, ergab sich die eine Frage eigentlich ganz von selbst, ob er nicht Lust habe, die eine, schon längere Zeit offene Prokuristenstelle im Hause Sötebeer zu übernehmen. Die Vorfälle des letzten Nachmittags veranlaßten außerdem seinen bisherigen Chef, seinen Buchhalter ohne Innehaltung der vertraglichen Kündigungsfrist freizugeben.

Noch viele Jahre später, als Claire und Amandus längst ein glückliches Paar waren und Amandus bereits Teilhaber seiner schwiegerväterlichen Firma geworden, war es eine beliebte Redewendung in der Familie Höllriegl: „Und wär das Luftschiff nicht gekommen . . ."

Ein amerikanischer Kinderfreund und sein Lebenswerk.

Unter den reichen amerikanischen Philanthropen, die viel für das allgemeine Wohl tun, ist auch Nathan Straus zu nennen, der die Bekämpfung der Kindersterblichkeit zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Ein reines Gefühlsmoment hat diesen zielbewußten, energischen Organisator zu seiner Tätigkeit veranlaßt, der Tod eines geliebten Kindes, das unzweckmäßiger Ernährung zum Opfer fiel. Der Verlust dieses Kindes trieb ihn, vor mehr als 20 Jahren, zu seinen Studien über die Kinderernährung, machte ihn zum Vorkämpfer der Milchsterilisierung, und er ist davon überzeugt, daß die Verallgemeinerung seiner Bestrebungen in den Kulturländern Millionen von Menschenleben retten könnte.

Vor 20 Jahren lenkte Nathan Straus, der auch eine Zeitlang Präsident des Newyorker Gesundheitsamtes gewesen ist, die Aufmerksamkeit der amerikanischen Regierung auf die Milchfrage, er regte hervorragende Fachmänner zu einem umfangreichen Werk über die Milch und ihre Beziehungen zur öffentlichen Gesundheit an, wandte sich an die Bürgermeister und an die Vorsitzenden der Gesundheitsämter in den ganzen Vereinigten Staaten und begann selbst, zuerst in Newyork, mit der Anstellung pasteurisierter, gebrauchsfertiger Säuglingsmilch in Portionsflaschen. Aus dieser Arbeit heraus entwickelten sich auch in anderen Städten Amerikas große Milchdepots, so in Philadelphia, Chicago, St. Louis und Washington, und allenthalben gelang es, wie die Straussschen Berichte melden, die Sterblichkeit der künstlich genährten Kinder auf die Hälfte und noch mehr herabzusetzen. Das Interesse der Großherzogin Luise von Baden und der Gräfin Oberdorn in Irland veranlaßte Herrn Straus, seine Tätigkeit auch auf Deutschland und Irland auszudehnen. In Heidelberg hat Straus ein Laboratorium errichtet, in dem benachbarten Sandhausen, das zufolge der starken Beschäftigung der Frauen und Mädchen in Zigarrenfabriken eine besonders hohe Kindersterblichkeit aufweist, begründete er eine Milchküche nach seinem System und richtete dort, unterstützt von seiner ihm gleichgesinnten Gattin, übrigens einer gebürtigen Mannheimerin, eine mustergültige Krippe für 40 Kinder ein. Auch in der Nähe Berlins, in Eberswalde, hat Straus eine Milchküche nach seinem System geschaffen, in Karlsruhe wird gleichfalls mit dem Strausschen Pasteurisierapparat erfolgreich gearbeitet. Es war Herrn Straus, wie er mir erzählte, eine besondere Freude, daß die deutsche Kaiserin, die kürzlich anläßlich des Internationalen Kongresses für Säuglingsschutz im Reichstag ein Gespräch mit Herrn Straus hatte, über seine Arbeit und seine Resultate genau informiert schien, vermutlich durch ihre Tante, die Großherzogin Luise von Baden. Die drei deutschen Etablissements und das vierte in Dublin geben sehr befriedigende Resultate. Die Leiterin der Milchküche in Eberswalde hat mitgeteilt, „daß Kinderbegräbnisse dort direkt zur Seltenheit geworden sind." In diesem ungewöhnlichen heißen Juli war unter den 140 Kindern, die mit pasteurisierter Milch genährt wurden, nicht ein einziger Todesfall zu verzeichnen. Im August, der fast ebenso heiß war, starben nur zwei Kinder infolge von Lungenentzündung.

In einer längeren Unterredung, die ich mit Herrn Straus hatte, meinte er: „Der Kongreß für Säuglingsschutz hat wohl gezeigt, wie auf allen Gebieten des Mutter- und Kinderschutzes erfreuliche Fortschritte gemacht werden; in der Hauptfrage aber, mit bezug auf die Kindernahrung, ist man leider zu keinerlei zufriedenstellendem Resultat gekommen. Man hat immer von der ärztlichen Behandlung der Kinder, nie von einem systematischen Verhüten von Krankheiten gesprochen. So lange man aber nicht einsehen wird, daß rohe und sogar gekochte Milch allährlich unter den Kindern tausende von Opfern fordert, so lange werden alle Kongresse den Säuglingen nichts helfen. Nur eins kann diesen armen Kleinen helfen: Pasteurisierte Nahrung. Sich, aus welchem Grunde

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110924027/fragment/page=0002